

Galsan Tschinag

Festrede
zur Preisverleihung und Amtseinführung
des „Stadtschreibers von Bergen“, 3. September 2004

Alles ist letzten Endes ein Spiel

Liebe Freunde,

der Weg von meiner Jurte in der asiatischen Bergsteppe bis zu diesem Zelt im Dschungel der europäischen Stadtwelt ist lang gewesen: Ich musste bis zum Kreisdorf am Ende einer Fahrpiste acht Stunden reiten, darauf bis zur Bezirksstadt mit der Lande- und Anflugpiste fünf Stunden fahren, dann bis zur Landeshauptstadt vier Stunden fliegen, anschließend über die Weiten Eurasiens, um die Entfernung von sieben Sonnenstunden zu bewältigen, einen ganzen Tag im Himmel sitzen und schließlich von Berlin bis Frankfurt am Main noch einmal eine Stunde lang durch Wind und Wolken düsen. Dazwischen hat es Fahrten in Bussen, Stadtbahnen, Taxen auch noch gegeben. Womit aber als Quersumme lediglich die räumliche Entfernung von rund 10000 Kilometern angegeben ist. Und die zeitliche? Ich könnte sagen: vier Tage. Denn vor etwa 100 Stunden schwang ich mich in den Sattel, um mich zunächst vom Wind der Höhensteppe peitschen und von der Sonne darüber sengen und später von weiteren Gewalten Herzen und Merzen zu lassen. Aber ich könnte ebenso sagen: Diese Reise von meiner Jurte in *Aarijiki Artyschtyg*, zu deutsch: Jenseitigem Wacholdertal, inmitten der immer noch urzeitlich verehrten und urgesellschaftlich verwalteten Altaiberge in der Mongolei bis zum

2

Festzelt auf einem Inselchen inmitten des Häusermeeres von dem Stadtdorf Bergen hinter der Weltstadt Frankfurt in Deutschland hat 1561 Jahre gedauert. Diese angeberische Genauigkeit und spitzbübische Frechheit, da das Gedächtnis meines Volkes gerade noch 15 Jahrhunderte zurückzureichen scheint und ich laut Pass schon oder noch 61 Jahre alt sein muss. Denn mir kam vor, als ob ich in den vier Tagen – nun zum wievielten Male! – einen Aufstieg von anderthalb Jahrtausenden auf der Leiter der Menschheitsgeschichte machte.

Doch ich tat es schmunzelnd heiter. Ist doch ein köstlich spaßiger Anlass, weshalb ich, Mann von Jahren und Häuptling eines uralten Volkes zum steinreichen Altai, all die Mühe auf mich zu nehmen hatte: Wegen eines Knaben, der, so alt wie der älteste meiner Söhne, seine Herkunft mit dem *Armen Mann im Toggenburg* teilen und darüber hinaus auch noch ein Wunderkind sein sollte, o je! Gewiss habe ich solches zuerst abgelehnt, dann aber habe ich mich, wie so oft, überreden lassen, gegen köchelnden Zweifel in mir: Hoffentlich hat der gute Bursche in seiner Brust noch ein Herz, das für so arme Wesen wie Ulrich Bräker schlägt? Und im Kopf einen Verstand, der klar genug ist, um dem Gespinst der Medien, die ihn prompt zum Wunderkind eines wundernötigen, da wunderlosen, Zeitalters erheben, nicht ganz zu verfallen?

Und sieh da, mit jedem Tag schmolz, einem Klumpen Eis in der Frühlingssonne gleich, der Zweifel, und der so gelichtete Raum in mir

wurde überschwemmt von einem wärmenden Gefühl zu dem Unbekannten, bis ich in jenem so etwas wie einen Seelenverwandten zu vermuten glaubte – was wohl damit zu tun hatte, dass mir zu Ohren kam, wie jener sich zu einigen Dingen geäußert hatte, die für mich wesentlich sind. Mehr sage ich dazu jedoch nicht, da es bei uns heißt: Nichts ist so verdächtig, wenn Schamanen Schamanen Schamanen nennen.

Aber den Grund für meine heitere Reisestimmung kann ich gut und gern preisgeben: Ein Spiel musste hinter all dem stecken! Eingeeübte Spieler brauchten einen neuen Spielkumpan! Warum auch nicht – also hinfahren und mitspielen und zeigen, auf wen sie sich eingelassen haben: auf einen alten, gerissenen Spieler von Beruf, ja, gar Berufung!

Spiel hat in meiner Muttersprache womöglich einen tieferen und breiteren Sinn als im heutigen Alltagsdeutsch. Einer der Lieblingssprüche meiner Lehrmeisterin im Schamanischen lautete: „Ach, Junge, es ist doch alles, alles letztlich nur ein Spiel!“ Das sagte sie immer dann, wenn wir beide, sie Lehrerin, und ich Schüler, wieder einmal mit unserer Weisheit am Ende waren.

Tatsächlich kommt mir so manches Mal vor, als ob das gesamte Gewimmel und Getummel um mich herum ein Spiel wäre: Der Planet Erde ist das Versuchsgelände eines höheren Wesens, das uns Menschen mit den Tieren und Pflanzen ausgesät hat, nun irgendwo steckt und von seinem Versteck aus prüfend herschaut, so wie ein

+

Fachmensch auf ein Tiergehege oder ein Gewächshaus. Und dass auf dem Versuchsgelände selbst allüberall gespielt wird, das sieht man doch, ohne sich erst groß anstrengen zu müssen: Die einen spielen die kraftstrotzende Weltmacht, die anderen das notdürftige Entwicklungsland, wieder andere das edel-friedliche Mittlerglied; der eine spielt den Präsidenten, der andere den Millionär, der dritte den Proleten. Auch wir Tuwa, uns so harm- und ahnungslos gebärdend, tun es, spielen zur längst unzeitgemäßen Stunde immer noch die Urgesellschaft, und einer von diesen Urgesellschaftlern, ich, spiele je nach Laune und Gelegenheit mal den Häuptling, mal den Schamanen, mal den Sänger, der auch Dichter und sogar Schriftsteller heißt, ai-ai-ai! – ich spiele, wir spielen, alle spielen ...

Mutige, unternehmungslustige Abendländer haben das Spiel *Stadtschreiber von Bergen* eben erfunden, und ihm gilt meine ganze Zuneigung. Denn es ist ein Trotzen dem grobfaserigen Zeitgeist, eine erhobene Faust gegen die wuchernde Dickhäutigkeit und eine herausgestreckte Zunge auf die dickpissige und dünnschissige Erbsenzählerei von Bütteln eines vom Militarismus ausgehöhlten und vom Beamtentum zernagten Staates. So gesehen, ist dies schon ein Spiel mit dem Feuer, aber meine Erfahrung als Berufsspieler sagt, dass sich das Schicksal vorwiegend auf die Seite des Mutigen stellt.

Was mich weniger überzeugt, ist die Beteuerung der Spielmacher, dass der Stadtschreiber pflichtenfrem sei. Nun, man hat seine Erfahrung mit Preisen und Stipendien, und so weiß man, es gibt zumindest eine

innere Verpflichtung gegenüber all der Güte, die einem widerfährt. Und der Preis fordert seinen Gegenpreis. Denn jeder Preis ist eine weitere Stufe am Turm des Ruhmes, und je höher man gelangt, desto dünner wird einem die Luft, und auf dem Gipfel haust immer die Einsamkeit. Auch gebiert der Preis stinknackten Neid. Dennoch tut man nichts eiliger, als ihn anzunehmen, sooft und sobald er sich einem bietet, und der Dank, der darauf fällt, ist immer mehr als echt.

Nun, der für ein ganzes Jahr zum Zugreifen gepriesene oder zur Sesshaftigkeit festgenagelte – also doch verpflichtete! – neue Stadtschreiber tritt in dieser Stunde sein Amt an. Und damit wird er, wenn auch keiner Stadt oder Gemeinde, so doch der Literatur dienen. Und da könnte ihm vielleicht endlich das Lebenswerk gelingen, wovon er, wie jedermann, jedefrau aus unserer Zunft zeitlebens träumt, nicht wahr? Ich meine es jetzt tiefernst, da ich herausgefunden zu haben glaube, dass zum Lebenswerk eigentlich nicht viel gehört außer eine Prise Begabung, eine Handvoll Gewissenhaftigkeit und ein Armvoll Glück. Liest man von einem Daniel Defoe nicht, dass er an die 200 Romane geschrieben hat? Heute kennt man von ihm lediglich den *Robinson Crusoe*, und der reicht doch völlig aus für den *ewigen Ruhm*, nach dem wir alle wohl schießen. Und noch etwas: Ich bin davon überzeugt, dass selbst ein mittelmäßig Begabter aus unseren Reihen nicht mehr als vier Wochen benötigen würde, um das genannte Buch zu Papier zu bringen. Nur, ob das launische Ding, das Glück, das einmal bei dem schreibwütigen Engländer verweilt und ihn gestreichelt hat, zu einem anderen erneut auch den Weg finden würde?

Darum sei dem noch jungknäbischen Stadtschreiber ein prallvolles Lebensjahr mit viel Glück gewünscht.

So sehr nun auch ich lockende Worte auf das Stadtschreiberamt ausgesprochen habe, so muss ich doch eingestehen, dass mein nomadisches Leben es mir nicht erlaubte, für eine so lange Zeit mich an einem Ort aufzuhalten. Und ich bin wohl auch gar kein Schreiber, da man solches bei uns zumindest bis vor einem Menschenalter nicht gekannt hat – wir verfügten ja über keinerlei Schrift. Und was bin ich wohl dann? Ein Sänger! So werde ich zumindest vom eigenen Volk genannt. Und von der wohlmeinenden einheimischen Literaturkritik: Ein Sänger der Liebe und der Steppe. Womit der Erzähler gemeint ist. Ein Erzähler also, was ich drittelberuflich bin.

Dennoch all die Bücher, die ich geschrieben habe? Was ein nur scheinbarer Widerspruch ist: Ich habe da nichts erfunden, habe nur wählerisch berichtet von dem, was mir selber und anderen mir bekannten Menschen widerfahren ist. Erlebtes und Erzähltes im Unterschied zu Erdachtem und Erfundenem. Ich könnte es auch so benennen, ohne jemanden dabei verletzen zu wollen: Erlebnisberichte im Gegensatz zu Hirngespinnsten.

Nach all der Zögerung und der Drumherumrederei, die übrigens vom Erzähler, so auch vom Schamanen, als Gewürze für sein Mundwerk verstanden und darum gern benutzt wird, muss ich endlich damit herausrücken: Ich bin doch ein Schreiber gewesen und bin es hin und

wieder immer noch. Und zwar ein echter, denn dienender Schreiber wie der Stadtschreiber wohl ursprünglich gewesen sein mag. Das kam damals daher, dass ich jung und schriftkundig war in einer Gesellschaft, wo die meisten weder lesen noch schreiben konnten und darüber das Vorrecht des Alters herrschte. Also verfertigte ich, der Jüngere, auf alle möglichen Wünsche hin alle möglichen Schriftstücke: Briefe an Soldaten, Berichte an die Kreisleitung und ein Bittgesuch nach dem anderen – an die Milizabteilung im Bezirk wegen eines Jagdgewehrs, an den Schuldirektor zur Freistellung eines Schülers vom Unterricht, an den Vorsteher des Kreiskaufhauses wegen eines Paares Stiefel... Heute stelle ich im Namen Benachteiligter vorwiegend Beschwerdeschreiben an Behörden her und manchmal auch Briefe im Namen der Eltern an Kinder, die sich in der Fremde allzu lange aufhalten. Damals wurde der Dienst des Schreibers meistens mit Süßigkeiten, da und dort auch mit einem Lämmchen oder einem Zicklein vergütet. Heute bekommt man Fleisch und Schnaps vorgesetzt. Und Dankesworte, die, damals wie heute, die Gaben begleiten.

In der Oberschule wurde ich eine Zeit lang als Verfasser von Liebesbriefen recht berühmt. Mitschüler kamen zu mir, da ich wohl als öffentlicher Dichter und heimlicher Schamane schon bekannt war. „Du kannst mit Worten besser umgehen und weißt bei Dingen überhaupt besser Bescheid als ich“, lauteten die einleitenden Worte etwa, und darauf wurde die Empfängerin des Briefes genannt. Ich nahm den Auftrag an und erfüllte ihn eilig und ehrlich, wissend, ein

mir anvertrautes Geheimnis und vielleicht auch eine künftige Freundschaft würden mein Lohn sein.

Eines Tages kam mit der bekannten Bitte einer, der eine Klasse höher war als ich und außerdem schulweit als Musterschüler galt. Und so etwas ehrte einen, versteht sich. Nur, als der Name der Angebeteten fiel, wollte mir das Herz zerspringen, denn es war eine, auf die ich schon lange ein Auge, nein, beide Augen samt allen übrigen Sinnen gerichtet lebte. Doch ich nahm auch den Auftrag an. Und verbrachte die nächste Nacht schlaflos – dichtete ein ganzes Poem zusammen, das prallvoll und tränennass von meinen eigenen Gefühlen und Qualen ausfiel. Am Morgen lieferte ich es dem Auftraggeber. Und zu meinem Entsetzen bahnte sich zwischen beiden sehr bald jenes etwas, was sich nicht verbergen ließ und fortan die Öffentlichkeit beschäftigte. Aber nicht nur das. Später sollten sie sogar geheiratet haben und zu Eltern einer Horde von Kindern geworden sein. Und was mich betraf, ich verliebte mich daraufhin wohl schier zahllos oft, wahrscheinlich, um über den von mir selber gezogenen Graben hinwegzuspringen, denn ich vergaß dabei jenes Mädchen mit den schmalen, lächelnden Augen nicht. Auch schrieb ich keinen Liebesbrief im Auftrag mehr.

Jahre später fiel uns zu, dass sich unsere Wege kreuzten. Es war für alle drei ein schönes Wiedersehen, so schien es. Die beiden luden mich zu sich ein. Und inmitten unseres fröhlichen Beisammenseins richtete sie plötzlich eine Frage an mich: „Stimmt es, dass der

Liebesbrief, den ich erhielt, eigentlich von dir verfasst war?“ Ich zögerte und schaute auf ihn. Aber das war schon Antwort genug. Sie lachte so zweideutig auf: „Du hast Glück gehabt, dass du ihn mir selber nicht gebracht hast, sonst wärest du ein Leben lang mit mir bestraft worden wie nun der Mensch hier!“

In der Nacht erwachte ich und fand sie neben mir liegen. Ich erschrak, aber sie beruhigte mich: Er sei auf ihren Wunsch hin gegangen. Darauf klärte sie mich auf: Wir Männer müssten die launische, alte Frau, die sie wäre, schon ertragen, der eine für ein Leben und der andere für eine Nacht lang, und dies zur Strafe für das, was wir angerichtet hätten! Ich sagte darauf nichts, und wir blieben die Nacht zusammen. Bevor ich am Morgen ging, fragte ich sie, ob es doch nicht besser wäre, wenn ich wartete, bis der Hausherr käme. Sie schüttelte heftig den Kopf und sagte: „Ihr beide habt mit mir gespielt. Und ich habe gedacht, ich erwidre euch nachträglich das Spielchen!“ Darauf lachte sie schallend laut und zwinkerte mir zu. Es waren die Stimme und die Haltung des Mädchens, das ich am anderen Ende der Zeit gekannt hatte.

12.-17. 8. 2004, Hadat